

Edmund Wächter

Hindernisse und Hürden einer musikalischen (Hoch-) Begabtenförderung im musikpädagogischen Alltag

(Referat 1.11.2014 (D-A-CH-Tagung, Konservatorium Winterthur))

Ich war noch Schüler, als ich in der Neuen Züricher Zeitung ein Interview mit dem großen ungarisch-schweizer Pianisten Geza Anda las. Anda klagte, dass in der Schweiz mit dem obligatorischen Ganztags-Schulsystem Kinder und Jugendliche keine individuellen Entwicklungs-Möglichkeiten hätten und beispielsweise der nötige Freiraum für eine musikalische Hochbegabten-Förderung fehle. Im Gegensatz dazu nannte er die Bundesrepublik Deutschland vorbildlich. Die Vorstellung, den ganzen Tag mit Schulischem gegängelt zu werden, anstatt wenigstens am Nachmittag meinen Interessen zu folgen zu können – und die betrafen auch, aber bei weitem nicht nur die Musik – fand ich unerträglich. Gut, dass wir in Deutschland lebten, fanden auch meine Freunde, mit denen ich dieses Problem diskutierte.

Inzwischen ist die gesellschaftliche Entwicklung vorangeschritten und die Erziehung zielt auch in Deutschland wie anderswo auf Ganztagsbetreuung und die Ganztagschule. Der Zeitgeist unserer Post-68er-Generation neigt zur Anpasstheit und Uniformität. Zwar wird im Bildungswesen immer individuelle Förderung gepredigt, gemeint ist aber vor allem der Ausgleich persönlicher Defizite, um Anschluss an das allgemeine Niveau zu halten. Das ist natürlich begrüßenswert, nur sollten gleichzeitig auch individuelle Interessen und außergewöhnliche Fähigkeiten gewürdigt und gefördert werden, was für die Entwicklung einer künstlerischen oder allgemein kreativen Persönlichkeit unabdingbar wäre. Aber hier scheint es vielfach zu mangeln. Das Problem stellt Markus Hengstschläger in seinem empfehlenswerten Buch: „Die Durchschnittsfalle“ sehr anschaulich dar¹. Hier fasst der Autor den aktuellen Stand der naturwissenschaftlichen Forschung zum Thema Begabung zusammen und analysiert aus seiner Sicht als medizinischer Genetiker unsere Erziehungs- und Bildungssituation, die sich durchaus mit meiner Wahrnehmung als Pädagoge deckt.

Ein Beispiel aus dem Musikbereich ist das Klassenmusizieren oder „Jeki“. Super, wenn möglichst viele Kinder ein Instrument erlernen können! Aber der Schuss geht nach hinten los, wenn alle Kinder sozusagen im Gleichschritt auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, oft mit inakzeptablen Methoden und zu wenigen und teils unqualifizierten Lehrern ans Instrument geführt werden. Wir wissen ja, wie entscheidend gerade der Anfangsunterricht ist. Prinzipiell, mit instrumentengerechten Methoden und genügend qualifizierten Lehrern (das bedeutet natürlich mehr Geld), wäre das die große Chance, dass eine neue, musizierende Generation heranwächst. Vielleicht wären auch ein paar Hochbegabte dabei. In jedem Fall wäre das eine gute Basis, wenn musizieren in der Breite wieder dazugehören würde. Ein anderes Beispiel ist das britische ABRSM (Associated Board of the Royal Schools of Music), das derzeit auch in Deutschland auf Resonanz stößt. Es mag ein Weg zu erfolgreichem Instrumentalspiel sein. Doch ein Zertifizierungssystem, das eine objektive Beurteilung des vorgegebenen Stoffs suggeriert, zielt ebenfalls auf Vereinheitlichung ab und lässt wenig Freiraum für eine kreative Entfaltung.

Ich selbst bin nicht in eine spezielle Früh- und Hochbegabtenförderung eingebunden, vor allem auch, weil ich als Flötist und Querflötenlehrer kein Instrument unterrichte, das typisch für eine Wunderkindkarriere ist, aber natürlich erweisen sich unter meinen vielen Schülern² einige wenige auch als besonders begabt. Ebenso bin ich als Juror und Vorsitzender des Tonkünstlerverbands München, der u.a. den Münchner Regionalwettbewerb „Jugend musiziert“ mit jährlich rund 400 Teilnehmern sowie ca. 50 öffentliche Schüler- und Preisträgerkonzerte im Jahr veranstaltet, mit Kindern und Jugendlichen befasst, die auf musikalischem Gebiet außergewöhnliche Spezialbegabungen zeigen, deren weitere Entwicklungen allerdings äußerst unterschiedlich und unvorhersehbar verlaufen. Die Gründe hierfür erlebe ich meist in den unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen, die stark vom jeweiligen Umfeld beeinflusst werden. Und zum klassischen Umfeld, also Eltern, Familie, Lehrer, Schule, Freundeskreis usw. ist in den vergangenen zwei bis drei Jahrzehnten zunehmend das anonyme Umfeld der neuen Unterhaltungs- und Kommunikationsmedien hinzugekommen, von dem Kinder immer früher eingefangen werden, und das ist ein ziemlich unberechenbarer Faktor in ihrer Entwicklung.

Auch wenn anfängliche Erfolge und evtl. Musikalitätstests (die alle sehr fragwürdig sind) zu einer positiven Prognose verleiten, versuche ich in jedem Fall eine frühe Festlegung auf eine musikalische Karriere zu vermeiden, was kein Hindernis für eine frühe Förderung ist. Zwischen musikalischer Begabung, die abgetrennt von ihrer Entwicklung ohnehin nicht gültig bewertbar ist, und der herausragenden Leistung, ist der Weg mit zu vielen Unwägbarkeiten gepflastert. Motivation und Volition sind hier entscheidend... und Glück, das als wichtiger Faktor hinter jeder großen Karriere steckt - die richtigen Leute und Kontakte, der richtige Zeitpunkt, die passenden Umstände...- das kann man nicht erzwingen, aber man kann und muss viel für sein Glück tun. Doch ein Anrecht auf Erfolg gibt es leider nicht, die Welt hat nicht auf uns gewartet...

Meine Ausführungen beziehen sich im Wesentlichen auf die Ausbildungssituation im Bereich der klassischen Musik. Und ich bitte um Nachsicht, wenn ich diese ein wenig durch die bairische Brille sehe.

Die üblichen Berichte und Studien über musikalisch Hochbegabte beginnen am Ende: Bei den erfolgreichen Größen der Musikwelt. Deren Werdegang liest sich meist so: Geboren in ein musikalisches Elternhaus – hochqualifizierter Instrumentalunterricht spätestens im Alter von 5 Jahren – bald schon erste Konzerte und Gewinne von Jugendwettbewerben – Jungstudium an einem renommierten Ausbildungsinstitut – nach Meisterklassen bei berühmten Professoren und als Preisträger internationaler Wettbewerbe Beginn einer weltweiten Solistenkarriere oder Erhalt einer führenden Stelle in einem renommierten Orchester.

Schön, wenn es so läuft, aber als Strickmuster für den Erfolg funktioniert das in den seltensten Fällen und Johann Sebastian Bachs bekanntes Understatement „Ich habe fleißig seyn müssen; wer eben so fleißig ist, der wird es eben so weit bringen können“³, stimmt nur bis zur Hälfte: Fleißig sein ist die Voraussetzung, aber dass man es dann ebenso weit bringen kann, ist sehr unwahrscheinlich und hängt von vielerlei Faktoren ab, nicht nur vom Glück.

Uns Musikpädagogen, die auch an der Basis arbeiten, ob freiberuflich oder an einer Musikschule tätig, interessiert erst einmal etwas anderes: Wie können wir möglichst viele Kinder bestmöglich ausbilden und die Freude am aktiven Musizieren wecken, und wie können wir diejenigen, die sich als besonders talentiert entpuppen, entsprechend ihren Begabungen fördern?

Allein in dem Zeitraum, den ich miterlebt habe – also etwa in den vergangenen 50 Jahren – sind Veränderungen eingetreten, auf die es dringend gesellschaftliche Antworten in Bezug auf Spitzenförderung bedarf – nicht nur in der Musik. „Mehr Geld für Bildung“ wird regelmäßig gefordert. Das ist sicherlich nötig, aber noch nicht die Antwort auf entstandene Probleme, geschweige denn die Lösung.

Was die Musik betrifft, ist es sehr erfreulich, dass heute deutlich mehr Kinder und Jugendliche Zugang zu Instrumental- und Gesangsunterricht haben und dass qualifizierte Lehrer dafür mittlerweile Flächen deckend zur Verfügung stehen.

Man möchte meinen, aus dem Reservoir der vielfach gestiegenen Zahl gut ausgebildeter Musikschüler würde eine gewachsene hochbegabte Elite herausragen. Das Gegenteil jedoch scheint der Fall zu sein. Wenn es um Eignungsprüfungen zum Musikstudium geht oder um internationale Wettbewerbe und mittlerweile auch um Probespiele, da haben die deutschen (wie auch österreichische und Schweizer) Kandidaten oft das Nachsehen. Was also sind die Hürden und Hindernisse?

Wunderkinder gibt es erwiesenermaßen nicht. Die Zeit ist ein wesentlicher Faktor bei der Entwicklung des Talents. Wir wissen, dass es nach K. Anders Ericssons 10 000-Stunden-Regel⁴, die in anderen Studien oft bestätigt wurde, mindestens 10 Jahre lang täglich rund drei Stunden intensiven Übens bedarf, damit aus einer genetisch angelegten Begabung auch eine außerordentliche Leistungsfähigkeit wird. Und wir wissen auch, dass das bei dem normalen Alltag der Kinder und Jugendlichen völlig utopisch ist. Ganztagschulen, Nachmittagsbetreuung usw. lassen alleine schon keinen Raum mehr. Dazu kommen die drastisch vermehrten Freizeitbeschäftigungen, in die wir uns mit Instrumentalunterricht und der Forderung zu üben dazwischen quetschen. Auch wenn wir im Kielwasser (sport)medizinischer, neurologischer oder psychologischer Forschung funktionale Lehrmethoden entwickelt haben, die dieser aktuellen Situation Rechnung tragen, und kleinste Lernschritte den minimalen Zeitfenstern anpassen, ist es allein schon viel wert, wenn wir wenigstens die Freude am aktiven Musizieren wecken. Aber selbst wenn es uns gelingt im Unterricht emotionale und atmosphärische Begeisterung zu entfachen, wird es immer schwieriger, diese über die Woche zu retten. An eine besondere Förderung der Begabung ist da nicht zu denken.

Die immer kleiner werdenden Zeitfenster führen auch zu einem erheblichen Konzentrationsmangel. Als ich vor ca. 30 Jahren am Lehrstuhl für Musikpädagogik der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität zu unterrichten begann, lernten dort die Grundschullehrer, ein Erstklasskind könne sich eine halbe Stunde konzentrieren. Vor einiger Zeit erzählte mir eine Studentin, dass der Pädagogikprofessor darauf hinwies, in dieser Jahrgangsstufe dürfe man nur noch mit einer Konzentrationsfähigkeit von drei Minuten rechnen. Da wird es knapp... Natürlich kann man die ganzen Freizeitaktivitäten reduzieren, Kinder und Jugendliche von den

Medien fern halten. Aber wie weit darf man im Einzelfall gehen, damit sie nicht zu Außenseiter werden, sich nicht ausgegrenzt und gemobbt fühlen, da sie mit den Gleichaltrigen nicht mithalten können, oder ihre Außenseiterrolle mit einem elitär-arroganten Verhalten kompensieren?

Im Sport ist es leichter als in der Musik, nicht nur weil sich ermutigende Ergebnisse unmittelbarer einstellen, sondern vor allem weil das Training vielfach in einer Gruppe geschieht. In der Musik hingegen fehlt weitgehend das motivierende Gruppenerlebnis, da man die meiste Zeit im stillen Kämmerlein verbringt. Auch hier hilft es natürlich, sich unter Gleichgesinnten im gleichen Alter zu bewegen, etwa in Spezialschulen für Musik bzw. musischen Gymnasien, in Förderklassen der Musikschulen, Jugendorchestern oder anderen Ensembles. Auch könnten im Rahmen der Nachmittagsbetreuung Schulen, Musikschulen oder Freizeitheime Räumlichkeiten zum Üben und Musizieren öffnen. Der Tonkünstlerverband ist hier seit Jahren aktiv, stößt aber bislang bei den verantwortlichen Ministerien, Referaten und Schulleitungen auf verständnisvolles Schweigen. Eine konzertierte Aktion von Musik- und Sportverbänden sowie Jugendorganisationen, die ja alle dasselbe Problem haben, wäre evtl. zielführend. Der Bayerische Musikrat – und mit ihm der Tonkünstlerverband - ist gerade dabei, eine entsprechend initiativ zu werden.

Für die tatsächlich Hochbegabten ist die Herausforderung eines Jungstudiums an einer Musikhochschule sinnvoll. Das sollte jedoch nur in Betracht gezogen werden, wenn eine besondere Leistungsbereitschaft vorhanden ist. Die zu Recht hohen Anforderungen hier können auch die Lust rauben. Eine damit verbundene Vorfestlegung auf eine Musikerkarriere halte ich allerdings für gefährlich – zu viele tragisch gescheiterte Lebensträume habe ich da erlebt. Diese tauchen allerdings normalerweise nicht in der Literatur über Hochbegabte auf – eher schon als Sozialfall beim Tonkünstlerverband.

Nochmals zur Zeit: Das Problem sind nicht nur Zeitmangel und winzige Zeitfenster, sondern auch der damit verbundene Verlust der Langeweile als wesentliches Moment der Kreativität. Bevor es langweilig wird, kann man immer irgendeinen Knopf drücken und hat seinen Spaß. Es ist noch nicht lange her, da musste man selber aktiv die Langeweile vertreiben. Ich beispielsweise habe mich als Kind oft ans Klavier gesetzt und improvisiert, komponiert, arrangiert, nachgespielt und auch manchmal die Stücke geübt, die mir meine Klavierlehrerin aufgegeben hat. So bin ich ganz ungezwungen in die Welt der Musik eingetaucht und war immer interessiert. Das ist nicht untypisch für meine und frühere Generationen. Heute wäre so ein Werdegang, der auch zahlreiche Umwege beinhaltet, nicht mehr möglich. Und Musik braucht Langeweile – im Wortsinn: lange Weile. Auf die Schnelle geht das nicht. Wir müssen mittel- oder langfristige denken und planen und viel Zeit aufwenden, um ein Ergebnis zu erhalten, für das es sich lohnt zu üben.

Insgesamt ist zu konstatieren, dass das schulische und freizeitliche Ganztagsprogramm den Verlust einer Selbstermach-Kultur zur Folge hat, statt deren eine Knopfdruckmentalität Einzug hält. In der Musik soll es entsprechend funktionieren. Es soll schnell gehen, quasi auf Knopfdruck, und dabei Spaß machen. Wir Lehrer, die wir immer mehr zum Amateur werden, reagieren mit Pseudo-Pop und Easy&Light-Versionen der „Kleinen Nachtmusik“ und „Für Elise“. Selbstverständlich sinkt damit das Gesamtniveau unserer Schüler und so fehlen

auch zunehmend nachahmenswerten Vorbilder für den Nachwuchs. Durch eine solche Abwärtsspirale wird einer Entwicklung von Begabungen unweigerlich der Boden entzogen.

Das, was wir unscharf als „Musikalität“ bezeichnen, ist ein komplexes Zusammenwirken unterschiedlicher Leitungsvoraussetzungen. Inwieweit die Primärbegabungen für eine herausragende Leistung ausreichen, kann letztlich erst nach deren Entwicklung beurteilt werden. Und zur Entwicklung braucht es ganz wesentlich Sekundärtugenden, wie Johann Joachim Quantz bereits 1752 vermerkt: „Wer in der Musik vortrefflich werden will, muss ferner eine unermüdete unaufhörliche Lust, Liebe, und Begierde, weder Fleiß noch Mühe zu ersparen, und alle, bey dieser Lebensart vorkommenden Beschwerlichkeiten, standhaft zu ertragen, bey sich empfinden.“⁵

Konzentrationsfähigkeit, Ausdauer, Durchhaltevermögen, Zeitmanagement, Motivation und Volition, inhaltliches Interesse und Lust an der Sache sind untrennbar mit dem Erfolg verknüpft. Diese Soft Skills sind auch in der Persönlichkeitsstruktur angelegt, aber äußerst abhängig vom gesamten Umfeld. Im Kindesalter können diese zu einem rasanten Entwicklungsschub der musikalischen Begabung verhelfen, der aber abrupt abbrechen kann, wenn die Medien an Einfluss gewinnen, wenn klassische Musik uncool wird, wenn man von den Peergroups ausgegrenzt wird, wenn die Selbstreflexion einsetzt: Bin das wirklich ich? Oder bin ich nur ein Wunschprodukt meiner Eltern, meines Lehrers...? Um hier auf höchstem Niveau durchzuhalten, bedarf es einer außerordentlichen Persönlichkeit und einer starken intrinsischen Motivation. Manche reagieren auf den Pubertätsknick mit Überheblichkeit, andere mit Zurückgezogenheit, Leistungsverweigerung, sozialem Abdriften und schlimmstenfalls mit Depressionen, Magersucht oder anderen Krankheitssymptomen bis hin zu Suizid. Ich habe viele solcher Fälle mitbekommen und es wäre sicher hilfreich gewesen, hätten alle Verantwortlichen bei den ersten problematischen Anzeichen mit Fingerspitzengefühl reagiert. Meistens wurde die „Förderung“ durchgezogen, bis es nicht mehr ging.

Es würde da schon helfen, wenn das Umfeld, insbesondere die jugendrelevanten Medien, etwas positiver einwirken würden. Ich erinnere mich an eine vierteilige Fernsehserie um 1990 mit einem Mädchen in der Hauptrolle, das in jeder freien Minute Flöte spielte. Sie glauben nicht, was diese Sendung für einen Flötenboom ausgelöst hat. Einen ähnlichen Effekt hatte der Film „Jenseits der Stille“ bei Klarinettenisten, um nur zwei Beispiele zu nennen. Durch ein Mehr in dieser Richtung könnte selber musizieren, auch auf höchstem Niveau, wieder cool werden, sogar unter Jugendlichen. Da könnte man vom Sport, speziell vom Fußball etwas übernehmen. Das hohe Niveau im europäischen Fußball liegt neben der minutiös durchstrukturierten Jugendarbeit auch am Medienhype, den der Fußball auslöst. Aber vielleicht sind wir gar nicht so weit weg: So sagte Giovanni Trapattoni 1996 über seine Mannschaft: "Der FC Bayern soll klingen wie eine Fuge von Johann Sebastian Bach."

Bei meinen Privatschülern beobachte ich ganz deutlich, wie wichtig das Umfeld ist. Bei denjenigen, die aus dem kleinstädtischen und ländlichen Münchner Umland kommen, steckt oft viel mehr Drive dahinter, als bei denen aus der Großstadt. Erstere sind in Blaskapellen und Musikvereinen engagiert, treten bei jeder

Gemeinde- und Schulfeste oder im Gottesdienst auf, werden vom Umfeld bewundert und sind Vorbild für den jüngeren Nachwuchs, während ich städtische Schüler habe, denen es peinlich wäre, wenn es in der Schule bekannt würde, dass sie Flöte spielen. Was das für die Motivation bedeutet, können Sie sich denken.

Temperament, Ausdrucksbedürfnis, Ausdrucksfähigkeit, Inspiration, Gestaltungswille, Bühnenpräsenz, Ausstrahlung, Charisma usw. sind weitere entscheidende Soft Skills für eine Musikerkarriere, doch so ungreifbar, dass es schwierig ist, Kriterien dafür festzulegen und sie zum Gegenstand der Ausbildung zu machen. Sicher kann man ein bisschen nachhelfen und coachen, aber letztlich hat man's oder hat's eben nicht, und diese Begabungen treten in verschiedenen Entwicklungsstufen oft sehr unterschiedlich an die Oberfläche. So beobachtete ich als Juror einen Flötisten, der als knapp Zehnjähriger fantastisch war und mit jugendlicher Unbefangenheit und Spielfreude die Herzen der Zuhörer und Juroren gewann. Einige Jahre später spielte er immer noch ausgezeichnet, strahlte aber ein gewisses Unbehagen aus, was nicht untypisch für einen hochaufgeschossenen, pubertierenden Knaben ist. Dann erlebte ich ihn wieder, inzwischen Jungstudent und vor dem Schulabschluss stehend. Er lieferte ein anspruchsvolles Programm beneidenswert perfekt ab, jedoch, um mit den Worten Carl Philipp Emanuel Bachs zu sprechen, wie ein „abgerichteter Vogel“⁶. Selbstverständlich will er Flöte studieren, selbstverständlich will er ins Orchester – nur, wie kann man eine vorhersehbar unglückliche Karriere rechtzeitig verhindern und die Weichen anders stellen, wenn der Schüler von Kindheit an auf eine Musikerkarriere konditioniert ist und auch schon soviel investiert hat, dann aber unüberwindbare Defizite offenbar werden? Man könnte sagen, das liegt nicht mehr in unserer Verantwortung. Ich meine doch und bespreche solche Fälle auch immer mit den Betroffenen und deren Eltern – auch wenn das keiner hören will, und stattdessen lieber der Lehrer gewechselt wird.

Aber es gibt auch die umgekehrten Fälle: Schüler, die in keiner Weise auffällig sind und plötzlich mit Lust und Verve beginnen, sich mit dem Instrument und der Musik zu beschäftigen, und die es auch sehr weit bringen können, obwohl der Schub in einem Alter geschieht, das längst nicht mehr als ideal für die Basis einer musikalischen Karriere gilt.

Die Entwicklung der sozialen Kompetenz und Empathie halte ich für unabdingbar. Diese bleiben oft auf der Strecke, wenn sich die heranwachsenden Musiker zu sehr mit sich selber beschäftigen (müssen). Aber für die berufliche Wirklichkeit ist das wichtig: Mit wem will man Kammermusik machen? Mit wem als Kollegen möchte man bis zur Rente im Orchester spielen, bei wem möchte man Unterricht nehmen und wie ist der Kontakt zum Publikum? Da sollten wir als Pädagogen aufpassen, dass der Bereich gerade bei den Hochbegabten, die bisweilen elitäre und autistische Verhaltensformen annehmen, nicht zu kurz kommt. Wenn der Lehrer eines zukünftigen Stargigers die Mitwirkung im Schulorchester wegen zu niedrigen Niveaus untersagt, oder dass ein Schüler nicht mit ins Schullandheim darf, weil der nächste Wettbewerb ansteht, halte ich das für zu kurz gedacht. Gerade die Einbindung der Musik ins „normale“ Leben sollte man fördern.

Die Eltern sind in der Regel für die Förderung der Kinder von entscheidender Bedeutung. Sie investieren Zeit und Geld und richten das Familienleben nach den Kindern aus. Ohne Eltern geht normalerweise gar nichts. (Allerdings wenn nur die

Eltern wollen, geht auch nichts!) Da gibt es die Eltern, für die der Musikunterricht durchaus dazu gehört – man möchte ja nichts versäumen – der aber doch eher als lästig (noch ein Termin in der Woche!) oder gar als störend empfunden wird. Wenn beispielsweise – wie gar nicht selten - das Üben erledigt sein soll, bevor der Vater oder die alleinerziehende Mutter gestresst von der Arbeit heimkommen, wird jede Leistungsbereitschaft bereits im Keim erstickt.

Ich unterrichtete eine neunjährige Schülerin, die nach einem Jahr weit überdurchschnittliche Fortschritte gemacht hatte und das trotz höchstens sporadischen Übens. Ich habe der Mutter empfohlen, die Tochter daran zu erinnern, sich möglichst täglich mit der Flöte zu beschäftigen. Daraufhin meldete die Mutter ihre Tochter vom Unterricht ab mit der Begründung, sie wollte eigentlich, dass es nur Spaß machen solle. „Nur Spaß“ – das höre ich oft. Aber „nur Spaß“ macht auch keinen Spaß. „Nur Spaß“ ist die beste Ausrede für nichts wollen.

Erfreulich ist es natürlich, wenn Musik zum Familienleben gehört, wenn in der Familie und im Freundeskreis musiziert wird und wenn der Kreis dann auch auf Schule, Kirchengemeinde, Vereine usw. erweitert wird. Wenn Eltern ihren Kindern qualifizierten Instrumental- oder Gesangsunterricht ermöglichen und den Werdegang als wichtigste Bezugspersonen mit Interesse begleiten, dann ist das ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung hochbegabter Kinder. Im Einklang mit dem Lehrer wird man dann auch vernünftige Wege der Förderung finden.

Diese Familien werden aber seltener. Eine gewisse Kulturferne hält auch in bürgerlichen und Akademiker-Kreisen Einzug, die ja bis in die ersten Nachkriegsgenerationen die Kulturträger waren. Dass hier gerade der Faden reißt, wurde mir im Gespräch mit einer jungen Schülerin über Beethoven deutlich. Bis ich darauf kam, dass sie einen „Hund namens Beethoven“ aus der Fernsehserie meinte, redeten wir lange aneinander vorbei. Dass Beethoven etwas mit Musik zu tun hat, wunderte sie, meinte aber, ihre Großeltern hätten noch so CDs und die gingen auch in so Konzerte... Wenn es an musischer Grundbildung, an Hörerlebnissen, am Aufwachsen mit Musik mangelt, sind wir Lehrer auch hilflos bei einer weitergehenden Förderung. Da müsste schon beginnend in den Kitas, über Grund- und weiterbildende Schulen etwas Grundsätzliches passieren, um die Defizite auszugleichen.

Schlimm ist es mit Eltern, die überzeugt sind, die neue Anne-Sophie Mutter geboren zu haben. Für sie ist nichts zu teuer, nichts zu weit, nichts zuviel... Wettbewerbe, Meisterkurse, Vorspiele, Zweitlehrer... obwohl wir versuchen sollten eine Überförderung zu vermeiden, neigen wir Lehrer oft dazu, diese zu unterstützen, denn endlich haben wir einen Schüler der übt, Fortschritte macht, präsentationsfähig ist und unseren Ruf als Lehrer mehrt. Dem Wunsch der Eltern folgend kann das beim Kind gut gehen – mindestens bis zum Einbruch der Pubertät, dann oft mit den vorher genannten Folgen und häufig irreparablen Schäden.

Mitte der 80er Jahre sprach ich einmal über Wettbewerbe mit Hans-Peter Schmitz, dem ehemaligen Soloflötisten der Berliner Philharmoniker sowie Flötenprofessor in Detmold und Berlin, der häufig zu Jurys internationaler Wettbewerbe eingeladen wurde. Er sagte damals „Ich gehe nicht mehr in die Wettbewerbe, weil hier keine

Künstler hervorgehen. Ein Künstler muss den Teufel in sich haben und wer den Teufel in sich hat, bei dem kiekst es da und dort, ist es mal zu hoch, mal zu tief. Die fliegen alle im 2. Durchgang raus und übrig bleiben unbefriedigende 2. Preise.“

Das klingt drastisch, aber etwas Wahres ist daran. In der klassischen Musikausbildung wie auch in der kritischen Beurteilung scheinen die Vermeidung von Fehlern und die Perfektion der Ausführung im Vordergrund zu stehen, während originär künstlerische Kategorien wie Spontaneität, Individualität, Kreativität oder Phantasie zu kurz kommen. Unweigerlich führt dies zu der viel beklagten Nivellierung, und die künstlerischen Alleinstellungsmerkmale, die wir an den großen Interpreten der Vergangenheit schätzen und die auch ihren Erfolg ausmachten, vermissen wir schmerzlich. Auffallende Frisuren und Kleidung, Covertauglichkeit, darstellerische Extravaganzen und Klatschgeschichten sind kein Ersatz! Vielleicht sollten wir in allen Ausbildungsstufen, ohne die Perfektion zu vernachlässigen, wieder mehr Risikofreude vermitteln und individuelle Qualitäten herausstellen, so wie wir das beispielsweise in der Alte-Musik-Szene finden oder auch im Jazz, bei dem allerdings seit seiner Akademisierung auch Nivellierungstendenzen zu beobachten sind.

Klar, auch die Beurteilung künstlerischer Leistung hat ihre Berechtigung, kann Ansporn sein ebenso wie Kriterium für eine weitere Förderung, solange auch Individualität und künstlerische Freiheit ihren Platz haben. In dem Sinn halte ich „Jugend musiziert“ bzw. „Prima la musica“ für ein Erfolgsmodell.

Wenn, wie 2012 (letzte Statistik MIZ), deutsche Musikhochschulen über 2200 Absolventen in künstlerischen Instrumentalfächern entlassen (mit steigender Tendenz), muss die Frage erlaubt sein: Wie viele Musiker braucht das Land? Weniger als 200 freie Orchesterstellen jährlich stehen dem gegenüber (Tendenz sinkend). Kammerkonzertreihen, die es vor 30 Jahren in jeder Kleinstadt und auf jedem Schloss gab, sind fast alle eingestellt, Kirchenkonzerte sind sehr und Studio-Muggen fast auf Null reduziert. Wenn man eine CD-Produktion nicht selbst finanzieren muss, kann man froh sein, Rundfunkanstalten machen sowieso kaum noch eigene Aufnahmen... Sollten wir angesichts der lähmenden Berufsaussichten nicht etwas vorsichtiger ausbilden? Hochschulen und ihre Professoren, Musikschulen und ihre Lehrer, wie auch selbständige Musikpädagogen leben von ihrem Ruf, und der definiert sich größtenteils durch die Erfolge der Schüler, besonders durch Wettbewerbs- und Probespielgewinne oder durch Bestehen einer Eignungsprüfung und so werden wir sicher nicht freiwillig unsere „Hochbegabten“ reduzieren.

Aber ich glaube, wir brauchen sie alle, vor allem auch als Musikpädagogen mit künstlerischem Anspruch in dem Sinn, wie einer meiner Lehrer – Hermann Gschwendtner –, der Schlagzeuger bei den Münchner Philharmonikern war, sagte: „Der Pädagoge ist der Künstler.“ Und tatsächlich vereint ein guter Pädagoge künstlerische Attribute wie Kreativität, Spontaneität, Einfühlungsvermögen, Leidenschaft, Charisma usw. in besonderem Maß.

Nur müsste der künstlerische Pädagoge bzw. der pädagogische Künstler die entsprechende Anerkennung finden in der Politik sowie in der breiten Öffentlichkeit. Das geht los bei der angemessenen Bezahlung eines Musikschullehrers oder eines

freiberuflichen Musikpädagogen. Da müssten die Hochschulen sich umorientieren und die pädagogische Ausbildung aufwerten. Das könnte schon damit beginnen, dass auf den Websites und in den Jahresberichten nicht nur Wettbewerbserfolge und bestandene Probespiele der Studenten gefeiert werden, sondern gleichwertig auch der Erhalt einer Musikschulstelle. (Sarkastisch könnte man sagen, es ist heute leichter, bei einem der zahlreichen Wettbewerbe einen Preis zu erhalten, als eine feste Musikschulstelle.)

Unterrichten als Notnagel für eine missratene Karriere darf es nicht mehr geben, dafür ist das Potential der Kinder und Jugendlichen zu wertvoll. Und auch eine erträumte Virtuosen-Karriere mit weltweiten Auftritten wird immer Wenigeren vorbehalten bleiben. Offenheit und kreatives Selbstmanagement in jeder Richtung wird mehr und mehr gefragt sein: pädagogisch und vermittelnd – neue Präsentationsformen unter Einbeziehung neuer Medien – stilistische Flexibilität – musikwissenschaftliche Auseinandersetzung – erweitertes Repertoire...

Vielleicht male ich ein zu düsteres Bild von Hindernissen und Hürden auf dem Weg zu einer steilen Karriere. Damit will ich keinesfalls den Elan engagierter Jugendlicher bremsen und Visionen zerstören. Es gibt sie ja Gott sei dank trotzdem, die Kinder und Jugendlichen, die scheinbar unbeschwert *in der Musik vortrefflich werden und alle bey dieser Lebensart vorkommenden Beschwerlichkeiten standhaft ertragen*. Sie meistern problemlos Schule und Jungstudium nebeneinander, pflegen Kontakte zu ihren Freunden und finden nach ihrem Abschluss wie selbstverständlich ihren Platz im Musikleben. Vielleicht gibt es also doch Wunderkinder!

¹ Markus Hengstschläger, Die Durchschnittsfalle, Salzburg, 2012 (ecowin).

² Der Übersichtlichkeit halber wähle ich jeweils nur die männliche Form und beziehe selbstverständlich das weibliche Geschlecht gleichermaßen ein, zumal es in unserem Metier längst in der Überzahl ist.

³ Zitiert nach: Johann Nikolaus Forkel, Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke, Leipzig 1802 (Kapitel VIII)

⁴ The role of deliberate practice in the acquisition of expert performance. Ericsson, K. Anders; Krampe, Ralf T.; Tesch- Römer, Clemens, Psychological Review, Vol 100(3), Jul 1993

⁵ Johann Joachim Quantz, Versuch einer Anweisung die Flöte traversiere zu spielen, Berlin 1752, (Einleitung 8.§)

⁶ Carl Philipp Emanuel Bach, Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen, Berlin 1753, (Das dritte Hauptsück, § 7)